

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Laetitia Rodd, die Frau für heimliche Ermittlungen in der viktorianischen Gesellschaft, hat einen neuen Auftrag: Der reiche Geschäftsmann Jacob Welland ist lungenkrank und will sich vor seinem Hinscheiden mit seinem Bruder Joshua versöhnen, den er seit fünfzehn Jahren nicht gesprochen hat. Joshua war ein brillanter Oxford-Student, aber bitterarm. Vom College enttäuscht, wurde er zum heimatlosen Scholaren, als zerlumpte Gestalt zieht er mit fahrendem Volk durch die Wälder und macht Andeutungen über ein Geheimnis, das die Welt erstauen wird.

Mrs. Rodd nutzt ihre klerikalen Verbindungen, um Joshuas Spur zu finden. Doch dann wird der Pfarrer der friedlichen Landgemeinde, bei dem sie logiert, ermordet. Scotland Yard verdächtigt sofort das fahrende Volk, und Mrs. Rodd muss sich fragen, ob Joshua und sein Geheimnis in den Mord verstrickt sind.

Weitere Krimis von Kate Saunders:

»Das Geheimnis von Wishtide Manor.

Laetitia Rodds erster Fall«

Weitere Romane:

»Ein Jahr an deiner Seite«, »Es klingt nach Liebe«,

»Liebe im Spiel«

Kate Saunders ist erfolgreiche Autorin zahlreicher Romane und Kinderbücher, für die sie – auch in Deutschland – ausgezeichnet wurde. Als Journalistin und Rezensentin schreibt sie u. a. für die »Sunday Times« und »Cosmopolitan«, ist als Jurorin tätig und arbeitet für das Radio. Sie ist begeisterte Londonerin.

Weitere Informationen finden Sie unter www.fischerverlage.de

KATE SAUNDERS

DIE
SCHATTEN
VON
FRESHLEY
WOOD



Laetitia Rodds zweiter Fall

*Aus dem Englischen
von Annette Hahn*

FISCHER Taschenbuch

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Deutsche Erstausgabe
Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, August 2020

Die englische Originalausgabe erschien 2019
unter dem Titel »The Case of the Wandering Scholar«
im Verlag Bloomsbury, London
© 2019 by Kate Saunders

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2020 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,
D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-00061-6

Eins

Der Morgen war mild und warm, die Luft erfüllt von Maidüften der wilden Gräser und Blumen auf dem Hampstead Heath und der reifenden Heuwiesen dahinter. Mrs. Mary Bentley und ich hatten unsere Arbeit in den Garten verlegt, um wie Salamander die Sonnenwärme aufzusaugen; sie schälte Erbsen aus den Schoten, ich stopfte einen Strumpf. Es war einer dieser goldenen Tage, wo einem das Herze fröhlich springt und selbst die größten Sorgen einfach abfallen.

Ich war recht stolz auf unseren kleinen Garten, auch wenn er kaum mehr als einen schmalen, von rußigen Ziegelmauern begrenzten Streifen Grün umfasste. Als ich zwei oder drei Jahre vor der Zeit, von der ich gerade schreibe, in Mrs. Bentleys Haus am Well Walk gezogen war, hatte es noch keinen Garten gegeben, nur einen feuchten Hinterhof am Waschhaus. Es war einmal vor langer Zeit, da residierte ich als Ehefrau eines Archidiakons über ein ansehnliches Anwesen in Bloomsbury und hatte sogar einen Gärtner. Als verarmte Witwe war ich nun gezwungen, die Gartenarbeit selbst zu verrichten – allerdings bin ich auf dem Lande groß geworden und weiß gut Bescheid, wie ich Dinge zum Wachsen bringen kann. Meine liebe Mutter hatte einmal jedem von uns ein Stück Garten zum Bestellen anvertraut; der Teil meines Bruders verwandelte sich schnell in eine öde Wüste, ich dagegen buddelte vergnügt mit meinem Schäufelchen in der Erde herum. Nie werde ich vergessen, wie stolz ich war, als Papa in den höchsten Tönen meinen ersten Salatkopf lobte.

Ich hatte von der Kletterrose aus dem großen Garten meines Bruders in Highgate einen Ableger genommen, den ich überzeugen konnte, an unserer sonnigsten Mauer emporzuranken.

Dann bezahlte ich den jüngsten von Mrs. Bentleys fünf Söhnen dafür, dass er ein hölzernes Spalier baute, und pflanzte eine Heckenkirsche, die mittlerweile so üppig wuchs, dass sie vor Bienen nur so summt und über die Mauer hinweg ausladend in den Garten unseres Nachbarn ragte, eines ehemaligen Kapitäns zur See.

Mit zunehmendem Alter werden Erinnerungen ja immer stärker, und ich hatte ein halbes Jahrhundert schon drei Jahre überschritten, doch der Duft der Heckenkirsche versetzte mich stets an einen lauen Sommerabend im Garten meines Elternhauses zurück, als ich ein romantisches Mädchen und mein teurer Matt ein ansehlicher junger Vikar war, der neben unserer wasserfallartig wuchernden Heckenkirsche um meine Hand anhielt. Ach, wie glücklich wir doch waren – und wie sicher, unser Glück werde ewig währen!

Es ist nur gut, dass das Schicksal uns nicht in die Zukunft sehen lässt. Ich hatte keinesfalls damit gerechnet, dass unsere Liebesgeschichte auf so abrupte Weise enden würde, denn mein armer Matt starb vollkommen überraschend mit nur einundfünfzig Jahren. Er war ein kräftiger Mann gewesen und so gut wie niemals krank, was erklärt, warum er nie auf die Idee gekommen war, Vorkehrungen für meine Altersversorgung zu treffen. Meine »reduzierten« Lebensumstände hätten ihn zutiefst betrübt, und genau dies gab mir die Kraft, aus den Trümmern meines alten Lebens ein neues aufzubauen. »Dem geschorenen Schaf misst Gott den Wind« – auch wenn ich mich einsam und verlassen fühlte, wusste ich doch, dass jeder meiner Schritte geführt wurde.

Denn ganz gewiss war es mehr als bloßer Zufall gewesen, der mich zu Mrs. Bentley geführt hatte, meiner Vermieterin und nur scheinbar auch Bediensteten, die umgehend meine beste Freundin wurde. Sie war klein, gebeugt und runzlig, mit

blassblauen Augen und schlohweißem fedrigen Haar, und als ich ihr Haus zum ersten Mal besichtigte, dünkte sie mir geradezu altersschwach. Sie war jedoch jünger, als sie aussah, dazu äußerst kompetent und (von ihrem Rheumatismus einmal abgesehen) voller Energie und Tatendrang. Dass ihr weißes Haar einmal flammend rot gewesen sein musste, erkannte man an den Schöpfen ihrer fünf Söhne und unzähligen Enkelkinder.

Der verstorbene Mr. Bentley war Hampsteads Postbote gewesen, und um über die Runden zu kommen, nahm Mrs. B Untermieter auf. Wie ich mit Freuden erfuhr, hatte sie ihre Zimmer einst auch an den Dichter John Keats und seine zwei Brüder vermietet.

»So wohlzogene junge Männer«, seufzte sie hin und wieder, »und viel zu jung verstorben. Es hat mir fast das Herz gebrochen.«

Matt hätte es als »gefühlsduselig« abgetan, doch ich nahm die Verbindung zu Keats als gutes Omen für mein neues Leben in Hampstead. Gewisse Leute (die Frau meines Bruders) betrachteten das Haus im Well Walk als nicht vornehm genug für die Witwe eines Archidiakons und prophezeiten, ich werde das »Experiment« nach wenigen Wochen aufgeben. Auch hielten es gewisse Leute (siehe oben) für ungeheuerlich, dass ich mir meine Unabhängigkeit bewahren wollte, während sie fest damit gerechnet hatten, ich würde als unbezahltes Kindermädchen im Schoße der Familie bleiben – was, wenn sie nicht aufpasste, das übliche Schicksal einer verarmten weiblichen Verwandten war.

An der Küchentür erklang ein scharfes Klopfen. Ich legte mein Stopfzeug beiseite, denn ich ersparte Mrs. B gern einen unnötigen Gang, außerdem erwartete ich den Metzgersjungen, bei dem ich mich über die letzte Lieferung beschweren wollte (zu fettes und zu lange abgehangenes Schaffleisch).

Zu meiner Überraschung stand mein Bruder vor der Tür, grinste von einem Ohr zum anderen und hatte eine seiner grässlichen kleinen schwarzen Zigarren im Mund.

»Fred! Was machst du denn hier?«

»Es ist ein so wunderbarer Morgen, da konnte ich nicht widerstehen und musste einen Spaziergang durch den Park unternehmen. Außerdem wusste ich doch, dass du dich unbändig freuen würdest, mich zu sehen.«

»Tja, du kannst gerne reinkommen ... aber deine Zigarre nicht.«

»Ach, Letty, nun sei mal keine Spielverderberin.« Er blies einen Rauchring in die Luft. »In meinem Haus wuseln Kinderfrauen und Babys durcheinander, und meine Kanzlei scheint mir zu dieser Jahreszeit unfassbar trist. Du bist meine einzige Zuflucht vor so viel Ungemütlichkeit.«

»Besten Dank für dieses zweifelhafte Kompliment. Ich nehme an, bei euch zu Haus ist alles in bester Ordnung, sonst würdest du nicht so selbstzufrieden grinsen.«

»Natürlich ist alles in bester Ordnung. Alle sind grauenvoll gesund.« Fred grinste hinterhältig, so wie er es schon als Achtjähriger getan hatte, wenn er mich in einen seiner ungehörigen Streiche hineinziehen wollte – womit er jedes Mal Erfolg gehabt hatte, obwohl ich als »die Vernünftige« galt. »Deine jüngste Nichte trinkt und schreit rund um die Uhr, und Fanny fängt schon wieder an zu zetern ... das ist immer ein gutes Zeichen.«

Mein Bruder Frederick Tyson war ein prominenter Anwalt für Strafrecht in London. Seine Spezialität waren unappetitliche Mordfälle, und die Klatschpresse liebte ihn für seine extravaganten Auftritte im Gerichtssaal. In den Schaufenstern der Schreibwarenhändler um den alten Strafgerichtshof Old Bailey herum war er in unzähligen Karikaturen als stämmige und auffällig gekleidete Gestalt gezeichnet, stets mit einem gro-

ßen weißen Taschentuch in der Hand (das ich als ziemlich vulgär und unangemessen empfand, aber wann hat er je auf mich gehört?).

Fred war ein pummeliger Junge mit lustigen Grübchen und Engelslöckchen gewesen; jetzt mit fünfzig wirkte er wie ein leicht anrühriger Cherub. Seine Frau hatte vor kurzem das elfte Kind entbunden, alle waren rundum gesund und munter und verschafften mir als Kinderlose unermessliche Freude – allerdings hatte es den Anschein, dass Fanny als Schwangere weit aus verträglicher war als davor und danach, und ich fragte mich oft, ob mein Bruder sie vielleicht mit Absicht immer wieder in diesen Zustand versetzte.

»Und außerdem«, fügte Fred hinzu, »ist dies kein Privatbesuch.«

Sofort horchte ich auf. »Hast du Arbeit für mich?« Ich hatte mir einen bescheidenen Ruf als Privatdetektivin erarbeitet und baute darauf, dass mein Bruder mir passende Aufträge vermittelte. »Ich hoffe, diesmal ist die Aufgabe lohnender als neulich.«

Als letzten bezahlten Auftrag hatte ich die Töchter eines portugiesischen Granden für ein paar Guineen durch die Weltausstellung geführt, die gerade im Hyde Park eröffnet hatte und in aller Munde war (ich brauchte eine geraume Weile, ehe ich mir eingestehen konnte, wie langweilig und anstrengend ich die ganze Chose fand – Stunden um Stunden in einem überhitzten »Gewächshaus« voller Maschinen, während mir höllisch die Füße schmerzten).

»Mehr als lohnend«, erwiderte Fred. »Ich kenne die Details noch nicht, aber der Klient ist reich wie Krösus – und gewillt, für deine Dienste tief in die Tasche zu greifen.«



Nachdem ich mein Alltagskleid aus verblichener grauer Baumwolle gegen das gute aus schwarzer Seide mitsamt schwarzer Seidenhaube getauscht hatte, machten wir uns etwa eine halbe Stunde später auf den Weg. Wie ich aus Erfahrung wusste, wollten die Klienten sich gern meiner Ehrbarkeit vergewissern – und was wirkte ehrbarer als die Witwe eines Geistlichen in schwarzer Seide? Offenbar gefiel es ihnen, wenn ich ein wenig hausbacken und unscheinbar daherkam, ohne jedoch schäbig auszusehen.

»Tadellos siehst du aus«, bemerkte Fred und zog mir ungehörig am Rock. »Neben dir würde selbst der Erzbischof von Canterbury eine zwielichtige Erscheinung abgeben.«

»Lass das!« Ich raffte meinen Rock zusammen. »Mach dich lieber nützlich und erzähl mir etwas über den Fall. Du hast gesagt, wir könnten zu Fuß gehen – wie weit liegt das Haus entfernt?«

»Neben Preacher's Hill und den alten Kurgärten. Das Haus gehört einem Dr. Chauncey, und unser Mann wohnt dort als Privatpatient.« Ohne seine leutselige Art zu verlieren, wurde mein Bruder ohne Umschweife geschäftsmäßig. »Er heißt Jacob Welland und hat ein Vermögen mit, vornehm ausgedrückt, ›Guano‹ gemacht. Ordinär gesagt, ist es Vogeldreck. Seine Anfrage erreichte meine Kanzlei am gestrigen Nachmittag, übermittelt von einem schneidigen jungen Bediensteten, der wie ein Räuberhauptmann der leichten Oper aussah: olivfarbene Haut und schwarze Augen, Spanier oder Italiener. Er hat in der Kanzlei einen hübschen Aufruhr verursacht; alle jungen Schreibdamen wechselten sich am Schlüsselloch ab, um einen Blick auf ihn zu erhaschen – Beamish musste sie mit dem Lineal vertreiben.«

»Und wie lautet der Auftrag?«

»Das weiß ich nicht; im Brief stand nur etwas von einer ›Familienangelegenheit‹.«

»Ich nehme an, er will mich zuerst unter die Lupe nehmen.«

»Nun, gewiss wird es irgendeine Art von Skandal sein – wie er sich für gewöhnlich hinter dem Ausdruck ›Familienangelegenheit‹ verbirgt.« Er pustete einen Rauchring in die Luft. »Fünf Schillinge, dass es um Ehebruch geht.«

»Fred!« Ich wusste, dass er mich nur necken wollte, und sollte nicht so aufgebracht reagieren, aber ich konnte nicht zulassen, dass er so leichtfertig von einer so ernstesten Angelegenheit sprach.

»Nun fall nicht gleich in Ohnmacht. Und sag mir bitte nicht, was Papa sagen würde.«

»Mit den Geboten treibt man keine Scherze.« (Genau das hätte Papa gesagt; der arme Mann hatte nie verwunden, dass sein Sohn ihm nicht in den Dienst der Kirche gefolgt war.)

»Ich hege höchsten Respekt vor den Geboten; vor allem das fünfte hält mich dauerhaft in Lohn und Brot.«

Der Morgen war so schön und die Aussicht auf einen neuen Fall so reizvoll, dass ich beschloss, Fred zu ignorieren – außerdem wollte ich lieber auf die Umgebung achten. Neue Gebäude rückten immer näher an den Park heran, und auf Christchurch Hill wuchs zusehends eine stattliche Kirche in die Höhe. Rufe und Hammerschläge drangen durch die sonnige Luft, und auf den Bürgersteigen blockierten immer wieder Absperrbalken, Schubkarren und gefährlich aufgeschichtete Ziegelsteinhaufen den Weg.

Rosemount, die Klinik von Dr. Chauncey, war im vorigen Jahrhundert entstanden, als Hampstead für einige Jahre als Kurort galt. Es war ein langgezogenes, niedriges Backsteingebäude mit großzügigen Gartenanlagen, das durch eine Ulmenreihe von der Straße abgeschirmt lag.

Ein junges Mädchen öffnete uns die Tür. Es trug ein schlichtes, aber hübsch tailliertes blaues Hausgewand, das um einiges

besser aussah als das alte Baumwoll ding, das ich vorhin angehabt hatte und das Mrs. B bereits zu Staubtüchern zu zerschneiden drohte.

Wir wurden in einen geschmackvoll eingerichteten Salon geführt. Es gab keinerlei Hinweise auf Krankheit – diese Klinik beherbergte nur einen Patienten. Bevor ich dazu kam, meine übliche Schnelleinschätzung der Umgebung vorzunehmen, betrat ein junger Bediensteter den Raum.

»Mrs. Rodd, Mr. Tyson ...«

Fred zwinkerte mir fast unmerklich zu und formte lautlos das Wort »Räuberhauptmann«. Dies war also der Kurier, der bei Freds Schreibkräften solchen Aufruhr verursacht hatte. Er war sehr jung, geradezu ein Jüngelchen, von großer und schlanker Gestalt und schön wie ein junger Gott mit seinen dunklen Augen, die romantische Schriftstellerinnen gern als »blitzend« beschreiben. Trotz seiner spektakulären Schönheit trug er eine Livree in nüchternem Grau, und sein Auftreten war zurückhaltend und respektvoll.

»Mein Herr erwartet Sie. Bitte mir folgen.« Er sprach mit auffälligem Akzent, den ich jedoch nicht einordnen konnte.

Der junge Mann führte uns aus der staublosen Stille des Hauses in die jähe Muffigkeit eines Wintergartens mit gläsernem Dach. Ohne die zur Terrasse geöffnete Tür wäre die schwere, feuchte Hitze noch unangenehmer gewesen. Auf halbhoher Säulen stand eine Reihe eingetopfter Farne (was recht modisch aussah, wobei ich diese Pflanzen schon immer hässlich fand), so dass mein erster Blick auf Mr. Welland durch einen Wandschirm aus langen, zotteligen, teils noch eingerollten schmutziggünen Farnwedeln erfolgte.

»Ich kann nicht aufstehen, bitte verzeihen Sie. Danke, dass Sie so schnell gekommen sind; Zeit ist das Einzige, das ich nicht kaufen kann.«

Er brauchte nicht weiter zu erklären, warum er solche Eile hatte. Die Zeichen waren offensichtlich und mir nur allzu gut bekannt: eine atemlos flüsternde Stimme, heiß glänzende Augen und fahrig, knochig Finger. Jacob Welland starb an Schwindsucht, derselben unbarmherzigen Krankheit, die auch den armen John Keats ins Grab gebracht hatte; »wie Jugend bleicht und schleicht und siecht und schwindet«.

(Nach der Beerdigung eines jungen Mädchens, das wir gekannt hatten, gestand mir mein lieber Matt einmal, dass es ihn gegen den Allmächtigen aufbringe, solches Leid zu sehen; bei der Bestattung von Kindern, die er selbst getauft habe, könne er sich seiner Tränen nicht erwehren, und gerade die Schwindsucht fordere so viele Opfer, manchmal ganze Familien ...)

Mein Bruder machte uns formell miteinander bekannt. Wir nahmen neben der Couch des Kranken auf zwei Korbstühlen Platz, nahe der offenen Tür. Wenn man berücksichtigt, dass Mr. Welland von der Krankheit bereits gezeichnet war, konnte man ihn auf etwa vierzig Jahre schätzen. Seine vormals wohl hellen Haare waren schütter und sandfarben und seine Augen von fiebrig glänzendem Blau. Trotz der Hitze war er in einen gesteppten Morgenmantel aus blauem Satin gehüllt.

»Ihrer Diskretion müssen Sie mich nicht versichern, Mrs. Rodd«, sagte Mr. Welland. »Sie sind mir von jemandem empfohlen worden, zu dem ich vollstes Vertrauen habe; lassen Sie uns Zeit sparen, indem wir gleich zur Sache kommen.« Er sagte etwas in einer fremden Sprache, die ich als Spanisch erkannte, woraufhin sich der junge Bedienstete verbeugte und hinter den Wandschirm aus Farnwedeln zurückzog. »Ich möchte, dass Sie jemanden ausfindig machen, aber niemand darf wissen, dass Sie ihn suchen, am wenigsten der Gesuchte selbst. Sollte er merken, dass Sie ihm nachstellen, wird er sicher untertauchen.«

»Ich kann sehr vieles tun, ohne dass irgendetwas davon mitbekommt«, erwiderte ich. »Aber ich verstehe nicht: Ist der Mann ein Flüchtiger? Ein Verbrecher?«

»Er ist mein Bruder«, flüsterte Mr. Welland. »Joshua Welland, mein einziger lebender Verwandter.«

»Ich nehme an, Sie wollen ihm – bitte entschuldigen Sie meinen Zynismus – Ihr ganzes Erbe hinterlassen«, sagte Fred. »In der Regel lassen sich Menschen, die ein Vermögen erben, aber doch gern aufstöbern. Haben Sie es schon mit einer Anzeige in der Londoner *Times* versucht?«

»Ich möchte ihn sehen, bevor ich sterbe«, erklärte Mr. Welland leise und ruhig, als würde er durch eine Glaswand mit uns sprechen. »Chauncey wird mich nicht länger als ein paar Monate am Leben halten können.«

»Wann haben Sie Ihren Bruder zuletzt gesehen«, erkundigte ich mich.

»Vor zehn Jahren. Kurz bevor ich nach Südamerika aufbrach. Zu meinem größten Kummer haben wir uns damals im Streit getrennt. Ich möchte mich mit ihm versöhnen – um unserer lieben Mutter willen.«

»Ich verstehe.« (Natürlich hätte ich gern gewusst, worum es bei dem Streit gegangen war, doch Mr. Welland war bedauerndswert kurzatmig, und andere Fakten waren wichtiger.)

»Können Sie ihn beschreiben? Wie alt ist er?«

»Dreißig Jahre. Jung genug, um noch einmal neu anzufangen.«

»Ist er groß oder klein? Welche Farbe hat sein Haar?«

»Sein Haar ist golden, wie unsere Mutter zu sagen pflegte.« Seine Stimme wurde immer schwächer, aber die Augen glühten vor Entschlossenheit; ich spürte, dass ihn das Verlangen, seinen Bruder zu sehen, am Leben hielt. »Geld spielt für mich keine Rolle. Mein Anwalt, Mr. Harold Mitchell im *Barnard's Inn*, wird

Sie mit allem Nötigen versorgen. Das Geld, das ich ihm anvertraut habe, schließt Ihr Honorar mit ein, Mrs. Rodd.«

Die von ihm darauf leichthin genannte Summe war so enorm, dass ich Mühe hatte, Fassung zu bewahren (ich hatte gehofft, ich könnte mir davon ein neues Alltagskleid kaufen, aber mit dem Geld würde ich auch eines aus Seide bekommen).

Fred schürzte die Lippen und hätte wohl gepfiffen, hätte er nicht rechtzeitig meinen Blick bemerkt. »Ich kenne Mitchell. Ein respektabler Anwalt.«

»Werden Sie den Auftrag übernehmen, Mrs. Rodd?«

»Mit dem größten Vergnügen, Mr. Welland.« Ich verbannte jeglichen Gedanken an Geld, um mich ganz dem armen Kranken zu widmen. »Obwohl ich solche Fälle normalerweise nicht annehme, habe ich doch einige Erfahrung mit dem Aufstöbern vermisster Personen.« (Insbesondere im Fall Heaton, meinem ersten erfolgreichen Auftrag, bei dem eine vermeintlich verstorbene unverheiratete Tante in munterer Schande mit einem auf Halbsold gesetzten Kapitän zusammenlebte.) »Wissen Sie sicher, dass Ihr Bruder noch lebt?«

»O ja, er ist erst vor kurzem mehrmals gesichtet worden.«

»Wie meinen Sie das?«

»Joshua ist so etwas wie ein weißer Hirsch«, erklärte Mr. Welland. »Er lebt wie ein Wilder, in freier Natur. Die Leute auf dem Land kennen und beschützen ihn.«

»Sie sagten am Anfang, er wolle nicht entdeckt werden. Wenn das der Fall ist, kann ich nicht mehr tun, als Sie über seinen Aufenthaltsort in Kenntnis zu setzen.«

»Er soll wissen, dass ich sterbe. Und dass ich ihn um Vergebung bitte.«

»Diese Botschaft werde ich ihm gern überbringen, Mr. Welland, aber ich muss zugeben, dass ich nicht ganz verstehe, warum Sie mich dazu brauchen.«

Ein qualvolles Halblächeln zuckte um seine Mundwinkel.
»Weil er nicht weglaufen wird, wenn er Sie sieht.«

»Warum sollte er vor anderen davonlaufen?«

»Er hat der Welt den Rücken gekehrt.« Mr. Welland hielt inne, um Atem zu schöpfen. »Ich habe alles aufgeschrieben. Mein Bruder hat es als der Ärmste aller Studenten nach Oxford geschafft. Doch am Ende hat ihm die Armut das Herz gebrochen; als seine Kleider nur noch Lumpen waren, floh er aus seinem College in die Wälder, und seitdem lebt er dort.«

»Wissen Sie, wo genau?«

»Nur ungefähr. Irgendwo südwestlich von Oxford, in der Gegend um Cumnor Hill. Er ist aber auch schon in der Nähe vom sogenannten ›Tal des Weißen Pferdes‹ gesehen worden.«

»Wenn Sie sagen, man hat ihn gesehen – was meinen Sie damit? Hat jemand mit ihm gesprochen?«

»Ich meine damit«, erklärte Mr. Welland langsam, »dass er gesichtet wurde. Die Menschen dort kennen ihn.«

Das klang sehr rätselhaft, und ich konnte mir nur schwer vorstellen, wen oder was genau ich suchen würde: einen klugen und gebildeten Mann, der in den letzten zehn Jahren offenbar als Wilder gelebt hatte und bald ein Wilder mit immens viel Geld sein würde.

Fred tupfte sich mit dem Taschentuch über die Stirn; der Wintergarten war schwül und roch nach Kohl. »Ist Ihr Bruder recht bei Sinnen? Verzeihen Sie die Frage, aber meine Schwester sollte wissen, ob sie einen Geistesgestörten verfolgt.«

(Genau dieselbe Frage hatte ich ebenfalls zu formulieren versucht, nur weniger direkt.)

»Mein Bruder ist nicht verrückt. Exzentrisch vielleicht und sonderbar, aber keinesfalls ›gestört‹ im üblichen Sinne. Er ist ein Philosoph, und für ihn war es eine rationale Entscheidung, der modernen Welt den Rücken zu kehren. Ich will ihn auch

nicht von dem Leben abbringen, das er für sich gewählt hat. Ich will ihn nur noch einmal sehen, bevor ich sterbe.«

»Ich verstehe.« Uns blieb nicht mehr viel Zeit; Jacob Welland war erschöpft, und auf seinen hervorstehenden Wangenknochen zeichneten sich zwei leuchtend rote Flecken ab. »Mr. Welland, es würde mir sehr helfen zu wissen, warum Sie und Ihr Bruder sich vor all den Jahren entzweit haben.«

»Eine Frau?«, schlug mein Bruder mit neu erwachtem Interesse vor.

»Ja«, bestätigte Mr. Welland flüsternd. »Eine Frau ... was mittlerweile eine befremdende Vorstellung ist. Es ging um eine Frau. Wir haben sie beide geliebt. Und sie ist gestorben.«